

Die Mutter des großen Napoleon

Es ist ein Axiom, daß alle großen Männer große und treffliche Mütter gehabt haben, und daß sie ihr bestes dem mütterlichen Einflusse verdanken. C. de Schudi, der neueste Biograph der Mutter Napoleons, theilt selbstverständlich diese Anschauung und sucht sie in seinem soeben erschienenen Buche „La Mère de Napoléon“ zu beweisen und zu erhärten. Vermuthlich geht es diesem Axiom, wie es allen Sprichwörtern geht, das heißt, wenn man sich die Mühe geben wollte, könnte man sehr wahrscheinlich eine ganze Menge Beweise des Gegentheils beibringen. Damit meine ich, daß man ebenso leicht beweisen könnte, der Vater sei die Hauptperson als die Mutter. Wenn man alle Autobiographen bedeutender Menschen studiren wollte, würde man vermuthlich so etwas entdecken. Da ich mich mit solchen Studien nicht beschäftigen habe, wage ich nichts absolutes zu sagen. Aber ich erinnere mich, daß zum Beispiel John Stuart Mill in seiner Lebensbeschreibung fast nur von seinem Vater und fast gar nicht von seiner Mutter spricht. Seume, der Spaziergänger durch Italien, schiebt die noch lebende Mutter ebenfalls als ein gutes und bedeutendes Wesen beiseite und verweist mit weit mehr Liebe bei dem Charakter des Vaters. Nein, ich denke mir, das mit der notwendig trefflichen und ausgezeichneten Mutter großer Männer ist nicht mehr als Geschwätz. Oder hatte etwa Friedrich der Große eine besonders ausgezeichnete Mutter? Das hat doch wohl der größte Bewunderer der Hohenzollern noch nicht zu behaupten gewagt! Und wer waren die Mütter Beethoven's, Mozart's und all der vielen Bache? Gerade das Beispiel der Bache würde denjenigen Theoretikern einen schönen Beweis liefern, die dem Vater den Haupteinfluß zuschieben möchten, denn da hat sich doch das musikalische Genie ohne jeden Zweifel im männlichen Stamme fortgesetzt, und auf die Frauen kam es gar nicht an.

Was nun Madame Mère anlangt, so muß ich sagen, daß sie mir nach der Letztredung Schudi's zwar wie eine sehr tüchtige und resolute Person vorkommt, aber durchaus nicht wie eine außerordentliche Heldin, die notwendig Helden zur Welt bringen mußte. Außerdem muß man bedenken, daß von ihren acht Kindern, die ein reifes Alter erreichten, nur ein einziger zum großen Mann wurde, obgleich er doch seinen Brüdern und Schwestern Gelegenheit gab, sich auch ihrerseits als Führer der Völker hervorzutun. Die anderen waren ja auch ganz brauchbare Menschen, Lucien und Louis ragten vielleicht sogar ein wenig über das Mittelmaß hinaus, aber zu den Helden der Menschheit kann man sie doch gewiß nicht rechnen, und ihre drei Schwestern erst recht nicht. Ich meine also, wenn Signora Letizia Buonaparte wirklich so eine Heldinmutter von Hause aus gewesen wäre, hätte sie nicht nur aus dem einen Napoleon, sondern auch aus seinen vier Brüdern Helden schaffen müssen. Nein, in Wahrheit hat Madame Mère kein altrömischer Corneliageficht, sondern sie gleicht ganz merkwürdig jenen alten harten Bauernweibern, die man nicht nur in Korsika und in den Apenninen, sondern auch in den Pyrenäen, in den Alpen, auf dem Südrand und überhaupt überall da findet, wo sich ein jähres Bauernvolk rein und unberührt erhalten hat. Daher kommen diese thörichten Menschen, die im Glück und Unglück den Kopf nicht verlieren, diese Frauen, die dreizehn Kinder auf die Welt setzen, säugen und aufziehen und dann doch achtzig Jahre alt werden, ohne daß sie jemals von einer Krankheit berührt werden, die für ihre Kinder lügen und darben, arbeiten und leiden, und die selbst dann noch jeden Pennig vor dem Ausgeben dreimal umdrehen, wenn die Söhne in Amerika Millionen verdienen und den Goldregen alljährlich in die Heimat senden. Letizia Buonaparte war eine dieser eigenartigen und beschränkten, harten und jähren Bauernfrauen, weiter nichts. Aber man kann schon verstehen, daß sie ein Pariser wie eine Heldin vor kommt, denn von der Pariserin, wie sie im Buche steht, ist sie freilich himmelweit verschieden.

Sowohl der Vater als auch die Mutter Napoleons wußten nicht recht, in welchem Jahre sie geboren waren, und ebensovienig weiß man mit Bestimmtheit, wie viele todtgeborene Geschwister eigentlich dem ältesten, am Leben geborenen Sohne Joseph vorangegangen sind. Sicher ist, daß Signora Letizia nicht nur ihre acht übriggebliebenen Kinder, sondern auch ihren Stiefbruder Joseph Fesch aufzog, der aus einer zweiten Ehe ihrer Mutter kamme und der Sohn eines schweizerischen Hauptmanns in geneuesischen Diensten war. Fesch war zehn Jahre jünger als seine Schwester und wurde von ihr weniger als Bruder denn als Soldat behandelt. Da er unberathet blieb, sinitmalen er Geistlicher wurde und schließlich als Cardinal starb, so machte es sich ganz von selbst, daß schließlich er der Madame Mère am

nächsten stand und ihr auch in den schweren Jahren nach dem Sturze ihres Sohnes zur Seite blieb, während ihre anderen Kinder naturgemäß mit der eigenen Familie beschäftigt waren.

Carlo Buonaparte, der Vater des Kaisers, war ein Mann mit allerhand Springergaben, die dem schönen Geschlechte wohlgefielen, aber nichts einbrachten. Zuerst war er eifriger Parteigänger Paolis, der damals für die Befreiung der Insel von der geneuesischen Herrschaft kämpfte. Letizia begleitete den Gatten auf diesem Guerrillakrieg und sah den Gefechten zu, indem sie den jüngsten Sprößling säugte. Die Geneuesen konnten die Insel nicht halten und verließen ihre Rechte an Frankreich, worauf Paoli den englischen Schutz anrief, während die Familie Buonaparte die Partei der Franzosen ergriff. Aus diesem Grunde wurde die Familie viel später, als einige der Söhne schon erwachsen waren, zur Flucht aus Korsika genöthigt, und das Haus, worin Letizia in Ajaccio gewohnt hatte, wurde von den Gegnern niedergebrannt. Die Franzosen hatten in Ajaccio einen Gouverneur, der schon bei Lebzeiten Carlo's der Schutzgeist der Familie war und es auch später blieb. Ob er wirklich der schönen Signora Buonaparte so tief in die Augen geschaut hatte, ob die Dame seine Neigung erwiderte, wie böse Zungen munkelten und noch munkeln, oder ob er aus reiner Freundschaft seine Protection gewährte, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls war er es, der die ältesten Söhne und die älteste Tochter auf Kosten des französischen Staates erziehen ließ, indem er ihnen Aufnahme in verschiedenen französischen Staatschulen verschaffte. Letizia blieb mit den kleineren Kindern in Ajaccio, und auch die älteren kamen wieder nach der Insel zurück, als sie ausstüdiert hatten. Napoleon selbst befahl hier eine Weile die Miliz, und zwei seiner Brüder waren so etwas ähnliches wie Deputirte, bis die ganze Familie vor Paoli und seinen Anhängern fliehen mußte.

Damals hatte die Familie noch harte Zeiten durchzumachen, und Signora Letizia ging selbst an den Brunnen, um die Wäsche zu reinigen, stützte, nähte, strickte, spann, scheuerte, wusch und — betete vom frühen Morgen bis zum Abend. Das unablässige Arbeiten hat sie sich später abgewöhnt, aber der Kirche blieb sie ihr ganzes Leben lang treu, und ihr Biograph meint, damals habe sie sich übertriebene Sparsamkeit ausgebildet, die sie bis zum letzten Augenblicke nicht verließ. Denn als ihr Sohn, der Kaiser, ihr später eine jährliche Apagnage von einer Million gab, legte sie diese ganze heile Million jedes Jahr auf die Sparbank und erwiderte auf alle Vorwürfe ihres Sohnes, vielleicht werde er später noch einmal froh sein, bei ihren Sparfüßchen Unterstüßung zu finden. Denn die gute alte Dame traute gerade wie die alten Bauernweiber, deren Söhne in Amerika Millionäre geworden sind, dem Landfrieden nicht, und so oft man ihr Schmeicheleien über die Macht und Herrlichkeit ihres kaiserlichen Sohnes und seiner königlichen Brüder und Schwestern machte, sagte sie bedeutend: pourpou que cela dourte, woraus die heimlichen Spötter eine sprichwörtliche Redensart gemacht hatten.

Madame Mère lernte nie ordentlich französisch, und das war vielleicht mit ein Grund, daß sie sich in Frankreich niemals heimlich und in der kaiserlichen Herrlichkeit beengt und unbehaglich fühlte. Keinen Augenblick überließ sie sich dem Kaufe, der so ziemlich alle anderen Mitglieder der Familie Buonaparte ergriff, dem ganzen glanzvollen Treiben stand sie mit höchstem Mißtrauen gegenüber, und es schien ihr sehr gerathen, aus der ihrer Ueberzeugung nach sehr vergänglichem Machtstellung möglichst Nutzen zu ziehen, indem sie alle Gelder, deren sie habhaft werden konnte, speicherte und sicher anlegte. Außer diesen Geschäften wurde sie von Familiengeschichten eingenommen: erstens stand sie an der Spitze der Familie Buonaparte, die gegen die Familie Beauharnais kämpfte und die Kaiserin Josephine blieb ihr bis zum Ende unheimlich, zweitens vermittelte sie ohne Unterlaß zwischen Napoleon und seinen Geschwistern, mitunter mit, häufig aber auch ohne Erfolg. Napoleon hatte bei all seiner Achtung vor der Mutter doch eine noch weit höhere Meinung vor seinen eigenen Absichten und Plänen, und daher brachte es die unausgesetzte Bemühung der Mutter nicht fertig, ihn mit dem Bruder Lucien auszuföhnen, der absolut nichts von einer Scheidung und seiner Verheirathung mit einer Prinzessin wissen wollte, obgleich Bruder Jérôme ihm mit dem guten Beispiel vorangegangen war.

Als das Kaiserreich verbracht war, ging Letizia zu ihrem Halbbruder, dem Cardinal Fesch, nach Rom, blieb aber dort nur kurze Zeit, denn sie vereinigte sich mit ihrem Sohne auf der Insel Elba und lehrte auch mit ihm nach Paris zurück, um sich nach seinem endgültigen Sturze dauernd in Rom festzusetzen. Solange Napoleon auf St. Helena lebte, versuchte seine Mutter, die Erlaubniß zu ihrer Ver-

einigung mit ihm dort zu erhalten, und da ihr dies nicht gelang, unterstüzte sie ihn wenigstens mit Geld, wie auch die meisten ihrer anderen Kinder sich in diesen Zeiten an die Mutter wandten, deren früher verpotteter Sparstumpf ihnen jetzt sehr zu Statte kam. In Rom benutzte Letizia einen Palazzo am Corso zwischen dem Palazzo Doria und der Piazza Venezia, der, glaube ich, heute noch der Familie Buonaparte gehört und ihren Namen trägt. Hier lebte die alte Dame bis zu einem hohen Alter, also daß sie nicht nur ihren größten Sohn, sondern auch die Hälfte ihrer übrigen Kinder und ihren Entel den Herzog von Reichstadt in's Grab finken sah. Sie starb erst im Jahre 1836, und zwar hatte sie, wie es wiederum gerade bei so ganz gesunden Bauernaturen nicht ungewöhnlich ist, ihre Lebenskräfte sozusagen stückweise verloren. Zuerst war sie bei einem Spaziergange in der Villa Borghese ausgeglitten und hatte einen Hüftknochen gebrochen, also daß sie sich nicht mehr allein bewegen konnte, dann war sie allmählich ganz blind geworden.

Abgesehen von diesen Leiden wurde sie durch die damals hauptsächlich von Metternich geleitete europäische Politik beschäftigt, und man kann die Armseligkeit der damaligen europäischen Fürsten und die ungeheure Angst, die der korbische Parnen ihnen eingeblüht hatte, am besten daraus erkennen, daß sie auch nach dem Tode des Kaisers Napoleon noch zitterten, so oft ein Glied der Familie Buonaparte eine Reise machte. Dem ältesten Sohne Joseph wurde überhaupt niemals die Erlaubniß zum Besuch seiner Mutter in Rom gegeben, und als im Jahre 1830 die alte Dame schwer erkrankt war und drei Söhne, zwei Schwiegerkinder und eine Tochter sich bei ihr versammelt hatten, mißtrauten sich alsbald die Behörden ein und zwangen die gefährlichen Menschen, ihren Besuch zu befehlen und eilends wieder auseinanderzugeben. Wenn man von diesen jämmerlichen Maßregeln liest, und die armen legitimen Angsttröpfe mit dem auf seiner Insel geforderten Mann vergleicht, wächst dieser freilich in's ungeheure, und man kann verstehen, daß auch heute noch Millionen Franzosen seinen Namen im Herzen tragen und darüber im Stande wären, seinen Großvater, der doch wahrlich nicht mehr wert ist als die damaligen legitimen Throninhaber, für einen Adler zu halten und auf den Thron der Buonaparte zu setzen. Letizia ist übrigens die einzige aus der Familie, die sich in Korsika begraben ließ, wie sie auch wohl die einzige war, deren Herz dem Andenken der heimathlichen Insel immer treu geblieben ist.

Karl Eugen Schmidt, Paris.

Pantherjagd in einer Fabrik.

Die letzten Nachrichten aus Indien berichten von einer aufregenden Pantherjagd in der Regimentsmunitionsfabrik in Kirkee, Poona, bei welcher ein junger Offizier schwere Verletzungen erlitt. Zwei europäische Angestellte erbeuteten das Thier, das auf einem Haufen von Sägespänen behaglich schlief. Sie gingen hinaus, um Alarm zu geben. Zwei andere jedoch, die das Thier für eine wilde Raqe hielten, verjagten den Panther mit Eisenhaken aus dem Hause zu jagen. Als das Thier aufgeföhrt war, begann es in wilden Sägen umherzurufen, und alles ergriff die Flucht. Einem eingeborenen Arbeiter, der über eine Mauer zu klettern versuchte, biß der Panther die Ferse eines Beines ab. Verschiedene Offiziere eilten mit Gewehren herbei, der Panther jedoch suchte Dedung im Gebäude selbst. Kapitän Remble und der Direktor der Pulverfabrik verwendeten mit zwei Schüssen den Panther, und als Major Bertie-Clay sich einem Fenster näherte, um von dort auf das Thier zu schießen, erhielt er von dem Panther schwere Kopf-, Gesicht's- und Nasenwunden. Nach zweistündiger heißer Jagd wurde das Thier durch einen Schuß aus der Büchse des Leutnants Bines getödtet.

Ein neuer Leim.

Da es oft vorkommt, daß in der Wirthschaft irgend etwas an Möbeln oder dergleichen locker wird, das geleimt werden muß, und das Leimen mit richtigem heißem Tischerleim nicht Jedermanns Sache ist, so ist es nützlich, einen jedergewöhnlichen Ersatz dafür zu haben. Den erhält man, indem man sich in der Apotheke gewöhnlichen Tischerleim kauft, ihn in kleine Stücke zerstückelt und mit etwas Whistey ansetzt. Nach ein paar Tagen ist der Leim aufgelöst, was einen mäßig dicken Brei ergibt, der dann sofort verwendbar ist. Gut verfort hält er sich sehr lange, ist, taill, jederzeit zur Hand und hält ausgezeichnet. Natürlich müssen die Stücke, wie beim Leimen mit heißem Leim, dicht aneinander gedrückt oder unter starkem Gewicht gelegt werden.

Stoßkussler.

Ihre Frau macht wirklich einen reizenden Eindruck. „O ja! Sie ist auch sonst sehr nett, bloß nicht — zu mir.“

Die Schätze des Er-Sultans Abd ül Hamid

Aus Paris wird geschrieben: Und er hat doch unredt, der alte Rabbi Ben Aftib! Er selbst würde sein Wort zurücknehmen, wenn er heute, statt im Grabe zu liegen, hier neben mir stände, einige Schritte von dem rauschenden Boulevard des Pariser Lebens, in diesem von weissem Bogenslicht durchflutheten Saale, und gleich mit die Augen über das Sternengemütel gleiten ließe, das — wie ein Stück zur Erde niedergelassenen Mondhimmels aus taller Winternacht — ihnen entgegenleuchtet. Von den Seiten und aus der Mitte, vor uns und aus der Tiefe des Saales, überall flimmert, blüht und strahlt es über- und über wie ein Märchen aus Tausend- und einer Nacht. Und wirklich, träumen oder wachen wir? Sind wir in der Schatzkammer Aladdin's oder in der Höhle Ali Baba's bei den vierzig Räubern? Dort sieben sie ja und bewachen ihre Schätze neben jedem der Glaskisten, aus denen es an funkelnden Diadem, an glänzenden Perlen-schnüren, an smaragdüberfäeten Gürteln und Agraffen, an massivgoldenen Kleinodien aller Art leuchtet, eine dunkle bewaffnete Gestalt, und ihrer vierzig sind es wohl im Ganzen.

Rein, wir wachen. Denn nun sehen wir es ja, was wir einen Augenblick für die Räuber im Berge Sefam gehalten haben, sind ja nur harmlose Wächter der hl. Hermandad von Paris, und was sie hier bewachen, das „Sefam thu dich auf!“, das uns in diese Schatzkammer führte, hat uns ja schon darüber belehrt: die Schätze seiner Majestät des Sultans Abd ül Hamid II., weiland „Kaiser der Osmanen, des großen und hocherlauchten Sultan, des Königs von Meska und Medina, Verteidiger der Stadt Jerusalem, des Herrschers der drei großen Reiche, welche alle Könige mit Reid ansehen, von Jambol, Ebrene und Brussa, des Herrn von Syrien, dem paradiesischen, und von Mesopotamien, dem unvergleichlichen und einzigen, von ganz Arabien, Afrika, Mauretanien und Aethiopien, des gerechten und siegreichen Paichschah.“

Armer Abd ül Hamid, was ist dir von all dieser Macht und Herrlichkeit geblieben? Genau so viel als von deinen Schätzen, die hier vor den Augen der Ungläubigen ausgebreitet liegen, um unter den Hammer zu kommen und in alle Winde zerstreut zu werden: nichts. Aber gelt, alter Ben Aftiba, ist es schon dagewesen, daß selbst die Schätze eines Nachfolgers Mohammed's auf dem Throne der Osmanen, des Beherrschers aller Gläubigen, diesen Weg alles Irdischen, noch dazu unter den Händen der Christen und Juden, gingen? Geh und nimm dein Wort zurück. Alles kommt einmal, aber nicht ist alles schon dagewesen.

Wenn diese Schätze reden könnten! Was würden sie erzählen? Hier dies Perlenhalsband von drei Schnüren, das schönste und kostbarste unter einem Duzend, deren Werth für jedes sich nach Hunderttausenden bemißt — wo waren die Bezugsquellen im Harem des Sultans, deren Hals es schmückte, und wo sind sie? Wer weiß, ob nach dem beneideten Glücke um den Besitz dieser Schnüre nicht noch eine andere Schnur für die eine oder andere von ihnen den Wechsel dieses Glückes im Wandel der Laune ihres Herrn bedeutete? Und diese Gebetschnüre von Perlen, groß wie Haselnüsse, waren es nur Wünsche für das Jenseits, die die rothgen Hände, durch deren Finger sie glitten, in sie an Allah hineinwohnen, oder vielleicht nicht auch Seufzer und Thränen um das Loos hienieden?

Hier, in der Mitte des Saales, thront ein Diadem, über dessen drei Finger breitem geschlossenen Reife funkelnder Brillanten sich aus einem Halbmond anderer Brillanten ein dichter Bügel von Reihertieren erhebt und das jünonische Haupt seiner Trägerin mit einem Balдахin lichtsprühender, wie Riesentropfen herniederhängender Violettten vom reinsten Wasser überwölbt. So denke ich mir die Königin von Saba geschmückt, als sie Salomo empfing. Dort, über den schmälern Reifen zweier anderer Diademe leuchten zwei Steine, groß wie Kiesel, in Feuer ihres Lichtes. Zahllos, zum Theil in einem Stiel, der die Hand des kunstverständigen Juweliers aus der Rue de la Paix von Paris als Lieferanten verräth, meist aber phantastisch-orientalisch in Form und Fassung, sind die Gebänge, die sogenannten „benants de coraße“, die Broschen, Armbänder, Ringe für Finger und Ohren, die mit Brillanten besetzten Uhren, Handspiegel, Tabakdosen, Zigarettenhalter und sonstigen Rauchgegenstände, die auf langen dunklen Ketten aufgespießten ungefaßten Brillanten, Smaragden und Saphire in allen Größen — alles in allem 419 Nummern in dem amtlichen Verzeichniß, das der neue Besitzer dieser Schätze, die türkische Regierung, in ihnen aufstellte und ihrer Würdig von einem „Unsterblichen“ der französischen Akademie, von dem Dichter Jean Racine, mit der nöthigen „orientalischen“ Worte versehen ließ. Rädhern hat sie sich ausgerechnet, daß

der Snobismus und die Eitelkeit der Welt, die sich nun diese Schätze des letzten absoluten Beherrschers unter dem Hammer des französisch Verleugers streitig machen werden, nützlichere Werthe dafür in die bedürftigen Kassen des Staates liefern werden, eine erkleckliche Zahl Millionen baaren Goldes. Wie viele ihrer? Darüber gehen selbst die Schätzungen der Fachleute noch auseinander. Käme es aber auf den Marktwert der Edelsteine und Perlen an, so würde der Erlös wohl kaum mehr als zwanzig Millionen betragen. Aber für wie viel Millionen wird der Snobismus missprechen, der nicht allein den Stein, die Perle zu bezahlen geneigt ist, sondern auch noch ihre Geschichte, das Bewußtsein, die Befriedigung und den Stolz, sagen zu können: „Seht, das war ein Abd ül Hamid's II., an diesem Steine, an dieser Perle weiden sich einst die Sultaninnen, die schönen Cirkassierinnen seines Harems.“ Wer weiß, wie viel der Snobismus unserer aufgeklärten Zeit für das Bewußtsein zu zahlen bereit ist?

Hundemoden und Hundesport

In der Thierzucht sind die Engländer anerkannt Meister, denen durch ihre Kolonien die interessantesten Gattungen zur Verfügung stehen. Vieles haben wir schon in diesem Punkte von ihnen gelernt, doch wird jeder Jücker bei uns zugeben, daß wir darin noch mancherlei unseren lieben Vettern abgucken können. Besonders in Hundezucht und Sport erhielten wir von jenseits des Kanals reiche Anregung, so haben wir von ihnen die Idee der Hundausstellungen und damit erst eine Uebersicht über das vorhandene Zuchtmaterial erhalten. Thatsächlich ist unsere kynologie auf dem Wege, mit der englischen erfolgreich in Wettbewerb zu treten, und mancher Hund „made in Germany“ befindet sich bereits in englischem Besitz. Da einige Hundarten schon nach wenigen Generationen drüben „vergerben“, so ist für diese speziellen kontinentalen Rassen, bei der Liebe des Engländers zum Hundesport, ein Absatzgebiet vorhanden, das deutsche Züchter gern im Auge behalten; denn für einen guten Zuchthund ist ein passionirten englischen Sportsmann selten ein Preis zu hoch, besonders da die Würfe dann von Liebhabern gut bezahlt werden. Zur Zeit werden Teel- und deutsche Schäferhunde sehr bevorzugt, auch fehlen die Mittelrasen; da aber alles der Mode unterworfen ist, wechselt auch hier das Bild mit der jeweiligen Geschmacksrichtung. Während es früher für schick galt, riesige Begleiter an der Seite zu haben, wird der Renommirhund dem winzigen Schoßhündchen. Auch die durch ihr Keuheres geradezu grotesk wirkenden Hunderrassen sind jetzt beliebt. So kann die massive Bullbooge nicht breit genug in Front sein, und je mehr die Rufe gleich einem fortlieberartigen Schweißschwanzchen an den müstelpedachten Hinterkeulen baumelt, desto

„echter“ ist so ein „Schnecke“, der wie ein Höllenhund aussieht und sich trotzdem daheim als sanfter, gemüthvoller Kinderfreund ohnegleichen bewährt. Witzige Spitze von kaum 1500 Gramm Gewicht, Ghins, Bekingesen, Malteser und Zwergspaniels, die ein resoluter Münderer als Bierwisch anzusprechen und sie im Betretungsfalle nach Benutzung unter den Tisch befördern würde, liegen wie ein klumpen Wollle neben der Tasse ihrer schönen Herrin, die sie mit Milch und Zwieback füttert, wenn ihnen nicht — wie das oft der Fall — eine Tasse mit höchst ihrem Monogramm zur Verfügung steht, die ihnen die nur für sie gehaltene Zofe servirt.

Bei der letzten Crystal Palace-Schau des englischen Kennel-Klubs im Oktober vorigen Jahres konnte man bei einigen Rassen nach unserem Begriff eine Besserung tonfahnen, so u. a. in der Zucht der „Bloodhounds“ — obgleich ihr faltenreiches Gesicht ihnen noch immer einen für unseren Geschmack höflichen Ausdruck verleih. Wir sind als langjährige Züchter von Schweifhündchen, die ja auch nur mit der Nase suchen sollen, nicht davon zu überzeugen, daß ein Hund die Fahre sicherer mit der Nase hält, wenn ihm die Kopfhaut über die Augen rutscht, so daß er nichts sieht, wie der Engländer dies bei seinen Bloodhounds haben will, sondern wir wollen Schönheit und Leistungsfähigkeit bei unseren Hunden gepaart wissen. Man wird drüben wohl aber auch bald von diesem gezüchteten Typ abkommen, denn die jetzt so begehrten Polizeihunde werden in England gern aus dem Material der Blutunde genommen, die sich durch ihre herborragend feine Nase, Pflichttreue und Widerstandsfähigkeit sehr dazu eignen. Die Dressur erfolgt neuerdings vielfach nach deutscher Methode, die vom Hund aber auch scharfes Gesicht verlangt. Mit der Zucht von Bernhardinern und deutschen Doggen, um zwei bei uns beliebte Rassen herauszugreifen, haben die Engländer dagegen wenig Glück. Die Köpfe dieser Hundarten sind drüben mit der Zeit viel zu massiv geworden, während die Körperformen trahlos erscheinen. Hier lassen sich aber die Engländer am wenigsten von uns bekehren, sie haben ihren eigenen Typ gezüchtet, und dieser gefällt ihnen. Wenn dann gelegentlich ein dortiger Bernhardiner Züchter auf einer Schau seine Rasse noch dadurch besonders kenntlich zu machen sucht, daß er als Mönch vom Großen St. Bernhard verkleidet, in Kutte und Sandalen erscheint, so reut sich über einen derartigen Bluff drüben niemand auf, man lacht: hier würde man Neklametrie's dieser Art recht läbel vermerken.

Ein Weisheitskennner.
Sohn: „Vater, ich möchte Flieger werden.“
Lohnstein: „Wie heißt Flieger? Denn du hoch kommen willst, mußte werden Krieger.“

Moderne Erfindungen aus alter Zeit.

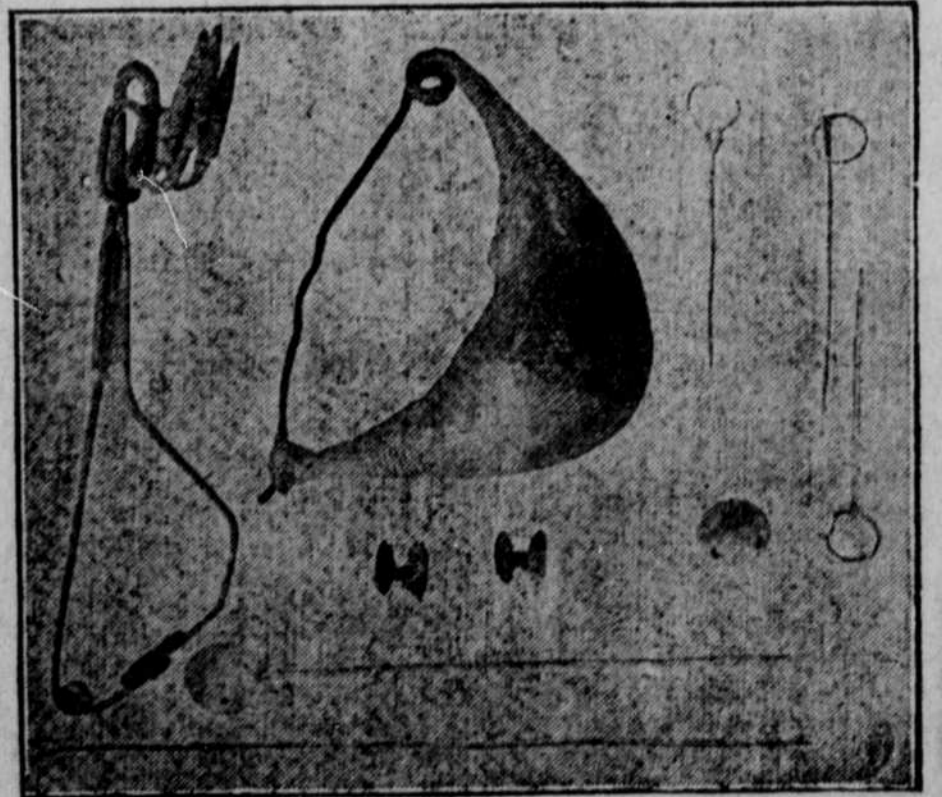
Immer und immer wieder werden Artikel fabrizirt, von denen behauptet wird, daß sie vollständig neue Erfindungen seien, obgleich sie in Wirklichkeit geradezu antik sind. Nehmen wir z. B. die Sicherheitsnadel, welche in Wirklichkeit massenhaft in römischen Gräbern aus der Zeit vor Christi Geburt gefunden wird.

Die aus Bronze hergestellte Sicherheitsnadel wurde von den alten Römern vielfach verwendet. Viele von ihnen waren 20 bis 25 Centimeter lang und zeigten theilweise eine außerordentlich eigenartige Form, als wenn sie dazu gedient hätten, die Kleider vorn zusammenzuhalten und gleichzeitig als Blumenhalter verwendet worden wären. Während viele mit kostbaren Steinen verziert waren, weisen andere wieder eine außerordentlich massive Form auf.

Eine andere altrömische Erfindung ist der Kragnknopf, obgleich die Leute in jener Zeit keine Kragen trugen.

Er wurde theils zum Zusammenhalten der Kleidungsstücke benutzt, theils an Stelle unserer heutigen Knöpfe. Zu diesem Zweck wurden die Hölzer von Tischen, Stühlen oder dergleichen ausgeschliffen und diese Kragnknöpfe in der Höhlung befestigt, so daß das angebrachte Hilfsmittel sichtbar wurde.

Die Frauen in jenen Tagen gebrauchten Gürtelschließen und kleine Saarpfannen, welche heute noch 2000 Jahren noch immer dieselben sind: Um die Haare zu stecken, gebrauchten sie gerade Bronzenadeln mit runden Knöpfen, welche sich von den modernen Nadeln, welche sich von den modernen Nadeln kaum unterscheiden. Es ist ferner nachgewiesen, daß unsere modernen Gürtelnadeln aus den Haarnadeln entstanden sind und daß die alten Römerinnen diese als Waffen gebrauchten, so wie die holde Weiblichkeit es auch heute noch unter Umständen thut, indem sie eine Nadel aus dem Gut zieht und ihren Gegner damit angreift.



Nadeln und Knöpfe aus dem Alterthum. Die beiden großen Stücke oben links Sicherheitsnadeln, in der Mitte zwei Knöpfe für Kleidung und Möbel, das übrige Haarnadeln.